

„Ein solch
vergnügtes
maßte
ist seiner bei
gerne so
genossen
it.
sich selbst
plötzlich an
münde so
nein
Rupferste
lassen muß
vor einer m
eds Gen
th folge sam
Die bei
stet ist

Zu den grausigsten Einzelheiten der un-
menslichen Verfolgungen, denen die deutschen
Koloniasten in Rußland während des Krieges
ausgesetzt waren, gehört das blutige Krie-
gerstücktheater, dem die jungen Söhne der
Koloniasten zum Opfer fielen, während die
Väter als russische Untertanen zur Front ein-
gezo-gen waren. Nicht nur wurden sie reiflos-
von Haus und Hof gejagt. In ungezählten
Fällen dichtete man ihnen in irgend einer
form „Sacherra!“ an, und darauf gab es nur
den Strang. Bei einer dieser empörenden
Hinrichtungen vernahm der anwesende ewan-
gelische Geistliche, als der angesichts seines
unmenschlichen Todes seiner Sinne nicht mäch-
tige junge Kolonistensohn zitternd noch die
Gäßen stand, die Worte des Henkers: „Nur
kein! Angst, junger Mann. Schauen Sie, so
lege ich Ihnen den Strich um den Hals — das
geht dann alles wunderbar!“

Man schrieb Freitag, den 14. April 1865.
Von Kansas bis Maine klangen alle Glocken
den Sieg der Nordstaaten ein, das Ende des
Bruderkrieges, der vier Jahre lang gemüht
hatte.

Zum ersten Mal seit längerer Zeit konnte hier Abraham Lincoln, der Präsident der Nordstaaten, Stunden der Erholung gönnen. Er saß neben seiner Frau in der Loge von Ford's Theater in Washington, in den Schaulustigen zurückgelehnt, und verfolgte das Drama auf der Bühne. Er sah nicht, daß ein Mann in den Raum eilig und die Tür zum Gang hinter sich schloß; er hörte nicht, wie der Schleicher hinter seinen Stuhl trat und eine Pistole aus der Tasche zog. Der Schuß traf ihn hinten das Ohr und moß ihn betäubt und tödlich verwundet zu Boden.

Theater und bannte die Zuschauer entsezt aus
 ihre Plätze. John Wilkes Booth, der Mörd-
 er, sprang über die Zogenbrüstung drei Me-
 ter tief auf die Bühne. Wie im Leben, so aud-
 jetzt noch ein Schauspieler, ein recht schlechter
 freilich, schwang er im Lauf über die Bretter
 einen Dolch und schrie pathetisch in den Zu-
 schauerraum hinaus: "Sie semper tyrannus!"
 Er entkam in den Kuffen, ehe nur einer die
 Sand rühren konnte, um ihn zu fangen.

Zwei Stunden später war die gelamte Garni-
on von Washington auf der Suche nach dem
Mörder. Erst nach Tagen stößten sie ihn auf
einem einsamen Gehöft in Virginien, auf Gar-
retts Farm, auf. Er hockte in einer Scheune
in der Tabak lagerte. „Ergib Dich!“ brüllten
ihm die Uniformierten zu. Eine Kugel war
seine ganze Antwort.

Da trat ein kleiner Soldat, poltartig, die Saare bis auf die Schultern hängend, auf den Führer der Belagerer zu: „Ich will ihn fangen!“ Der Major zögerte, dann sagte er: „Nein, Corbett. Ihr Leben ist zu schade, um leichtsinnig aus Spiel gekehrt zu werden.“ Der Soldat blieb gleichmüthig: „Herr Major, Gott hat mich zu Lincolns Rächer bestimmt, und ohne seinen Befehl können wir uns nicht sträuben.“ — „Nein, Corbett. Aber er verlangt auch nicht, daß Sie das zweite Opfer des Mörders werden. Wir wollen ihn ausräuchern.“ Der Soldat trat zurück: „Und ich werde doch sein Rächer“, murmelte er.

Der Major achtete nicht auf ihn. Er ließ die Stämme fällen und in der Nacht um die alte Scheune aufschichten. Dann ging der Befehl durch die Linie: „Nicht schießen. Wenn das Feuer ihn aus der Scheune treibt, stürzen die

naßten auf ihn und jongen ihn lebend.“ Eine Fackel flog durch die Nacht in die Fichtensämme, zwei, drei andere folgten. Die Soldaten, die sie warfen, standen für Augenblicke im hellen Licht. So sah sie der Mörder, und erhob die Pistole: „Einer von Euch soll wenigstens noch fallen.“ Doch Boshorn Corbett, der abgewiesene Freiwille, machte. Er riß das Gewehr an die Schulter, und der Schuß überdröhte das Knistern des brennenden Holzes. Die Kugel warf den Mörder zu Boden.

Soldaten zogen die Leiche aus der flammenden Scheune. Sie umringten den Toten, und einer sagte: „Welcher Zufall! Der Schuß traf ihn hinter das Ohr, wie seine Kugel den Präsidenten. Hast Du dorthin gezielt, Corbett?“ — „Es ist kein Zufall. Gott hat meine Kugel gelenkt.“ Fester Glaube sprach aus seinen Worten, und die Kameraden zogen die Wägen.

„Ja rätst du wahr auf Einkants' bader hat?
„Geben Sie Ihre Waffen ab, Corbett. Sie sind
verhaftet, weil Sie dem Befehl zuwider ge-
handelt haben. Ich hatte verboten, auf Booth
zu schießen.“ Der Soldat farrte den Offizier
verständnislos an: „Verhaftet?“ Der Major
wurde ungeduldig: „Ja, beellen Sie sich! Ihr
Gewehr, Ihre Seitengewehr!“ Mechanisch reich-
te ihm Corbett die Waffen. Er konnte den
Major nicht verstehen: „Gott hat es doch ge-
wollt. Gottes Befehl ist heilig, nicht der eines
Menschen!“ Widerstandslos ließ er sich abfüh-
ren: „Der Herr will seinen Knecht nur prü-
fen.“

Vor dem Gefängnis, in dem Corbett saß, tobte das Volk: „Erschießt ihn! Er hat uns die Rache an Lincoln's Mörder vorweg genommen. Vor das Standgericht mit ihm!“ Dinsten Corbett saß in seiner Zelle und wurde irre an den Menschen: „Was wollen sie denn von mir? Ich konnte nicht anders handeln. Ich war nur das Werkzeug der göttlichen Rache.“ Ein Schleier senkte sich über seinen gequälten Geist.

Sehr. So stand er auch verständnislos vor dem Kriegsgericht und hörte die Anklage. Die Richter konnten besser in den Augen des Betroffenen lesen als der Major und sprachen ihn frei: „Gehen Sie, Corbett. Sie haben nicht recht getan, weil Sie dem Befehl zuwider handelten. Aber Sie konnten vielleicht nicht anders.“ Er faunte aus dem Saal.

Auf der Straße begann das Spiehkutenlaufen: „Dort geht er, der Vincolms Mörder gegen den ausdrücklichen Befehl erdoh.“ Sie deuteten mit dem Finger nach ihm, und die Straßenjungen schrien ihm nach. Da suchte er Zuflucht in der Religion, doch in einer Weile, die seinem kranken Gemüt entsprach, Er schloß sich der Heilsarmee an, die damals gegründet worden war, und zog mit ihr hingend durch die Straßen. Doch schließlich wurde sein Wesen auch den Heilsleuten unheimlich, und sie schlossen ihn aus. Er floh nach dem Westen, nach Kansas.

Dort lagen irgendwo 125 Worgen, die reither
für sich beanspruchte. Corbett ließ sich das
Land überschreiben. Er baute ein Haus und
bedachte den Boden. Die Kunde von seiner
Ankunft flag durch die Nachbarschaft, und die
Leute kamen, um den Mann zu sehen, der
Lincolns Mörder gegen den Befehl erschossen
hatte. Er trat ihnen auf der Schwelle mit der
Wohlfahrt in der Hand entgegen: „In meinem
Hause hat niemand etwas zu suchen.“ Sie
verkeideten ihm das Leben, und sein Pfug
roßte auf dem Felde.

In Washington gab es aber noch Menschen,
die anders dachten als die törichte Volksstim-
me. Einfürliche Leute verschafften ihm einen
Posten als Zerstörer im Kapitöl. Corbett griff
zu dem Rettungsanker

Doch auch dort blieb er nicht lange. Eines Morgens lief durch Washington das Gerücht, Tüfseher Corbett habe eine Sitzung der Legislatur mit der Bischof in der Hand auseinander getrieben. In Wirklichkeit waren ein paar Angestellte und Diener des Kapitols auf den unfinnigen Einfall gekommen, eine Sitzung der Repräsentanten nachzuahmen. Corbett mochte ihr auf der Galerie als stummer Beobachter bei. Als aber der Angestellte, der den Kongreßvorsitzenden nachahmte, verkündete, Abgeordneter Pastor K. wird die Hohere Verammlung segnen,“ zog Corbett seine Brille und jagte die Gesellschaft über Tische und

Seine Tat, aus gerechter Entrüstung geboren, fand schlechten Dank. Er wurde am nächsten Tage vor den Richter geladen, für unzurechnungsfähig erklärt und einer Heilanstalt überwiesen. Diese Ungerechtigkeit raubte ihm den letzten Glauben an die Vernunft seiner Lands-

Ein Jahr lang bewachte man ihn in einer Anstalt. Dann gelang es ihm, auf einem Ponny zu entkommen. Einige Tage später lieferte ein Gafswirt das Pferd in der Anstalt ab.

„Corbett hat mir Wein gegeben, damit ich das Tier zurückbringen. Er wollte kein fremdes Gut behalten.“

Kurz darauf erhielten die Vereinigten Staaten das letzte Lebenszeichen von Boston Corbett. Er hatte weiter unten im Süden an die Tür eines alten Bekannten geklopft, vollkommen erschöpft und krank: „Gönne mir einige Tage Ruhe!“ Am dritten Morgen war er weiter gezogen: „Ich verlasse die Staaten für immer und gehe nach Mexiko.“

Seitdem hat man nie wieder etwas von Boston Corbett, dem Rächer Lincolns, gehört, der von seinen unverständigen Landsleuten dazu getrieben worden wäre, ein zweiter Michael Rohlhaas zu werden, wenn nicht seine tiefe Religiosität ihn davor bewahrt hätte.

Die wahren Meereschätze.

Nicht die Fische bilden den größten Reichtum des Meeres, sondern das darin enthaltene Salz und Gold. Ueber die Mengen dieser beiden macht sich der Raie gar keine richtige Vorstellung. Deshalb hat Alphonse Berget in der „France nouvelle“ folgende Berechnungen angestellt: Die Weltmeere enthalten 1400 Millionen Kubik-Kilometer Wasser. Mit dem darin enthaltenen Salz könnte man dreimal das ganze europäische Festland mit den Alpen, Pyrenäen, Karpathen und allen sonstigen Gebirgen herstellen. Es hat aber keinen Zweck, das Meer Salz zu gewinnen, da wir dessen genug auf dem Festlande besitzen. Anders verhält es sich mit dem Golde. In einer Tonne Meerwasser sind zwar nur 40 Milligramm Gold enthal-

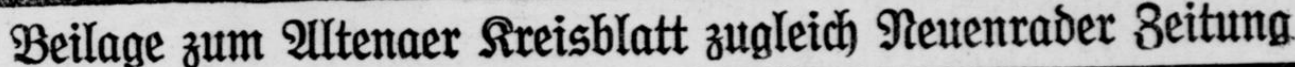
nen und doch könnte man, wenn es gelänge, alles Gold aus dem Meere zu gewinnen, einen so ungeheuren Block erhalten, daß von den 1500 Millionen Menschen des Erdballs jeder einen Barren von 40 000 Kilo erhalten würde. Da vor dem Kriege ein Gramm Gold 3 Franc kostete, würde also jeder Mensch Gold im Betrage von 120 Millionen Franken erhalten.

Wohlgemeint wären das echte Goldbrannen oder
Vorrathsgeld. Nun mag sich jeder ausrechnen,
wie reich er dann in Mark, Kronen oder Rubel
wäre. Die Sache hat aber zwei Haken: erstens
würde das Gold ganz erheblich im Werte sin-
ken, und zweitens haben die Techniker die Krö-
ne der rentablen Goldgewinnung aus dem Me-
ereswasser bisher noch gar nicht gelöst und we-
den sie wohl auch nicht lösen. Und wenn neuer-
dings ein Verfahren zur Gewinnung des Meere-
saldes patentiert worden ist, so will das natür-
lich noch nicht sagen, daß es sich auch in der
Praxis bewähren wird. Sonst wäre es ja im
einfachsten, wir würden der Entente unseren
Anteil am Meeresgold abtreten, um all unsere
Kriegsschulden ledig zu sein.

In Kalkutta traf mit dem Dampfer Lancastria ein blinder Passagier ein, der sich in Liverpool ein Rettungsboot verkrochen hatte. Man faßte ihn erst, als der Dampfer schon im Indischen Ozean angelangt war. Er entpuppte sich als Matthew Raderlin aus Minas

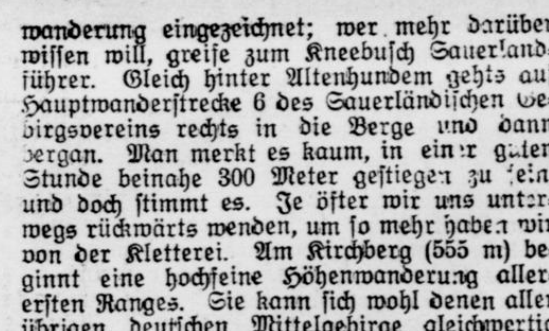
ford in Cheshire. Der hoffungsvolle junge Mann steht im Alter von 18 Jahren und gab ohne Umschweife an, daß er durch keine Notlage seiner Eltern zu seinem Entschluß getrieben worden sei. Er habe vielmehr unter jählicher Langeweile im Gefolge seines Vaters gelitten. Dieser verkaufe in großen Mengen Käse und der Käsegeruch habe ihn pollensürrüch gemacht. Den könne er nicht mehr aushalten und deshalb wolle er in ein Land entfliehen, in dem er vor dem täglichen Umgang mit Käse sicher sei. Er hatte sich dann in einem segelfähigen Rettungsboot des Dampfers untergebracht und darin leiblich gut gelebt, weil er sich von den eisernen Beständen an Lebensmitteln ernähren konnte, die jedes Rettungsboot mitführen muß. Dabei war er schließlich zu seinem Entgehen auch auf Käse gestochen. Das ist ihm zu bunt geworden, deshalb gab er sich frühzeitig zu erkennen. Wenn er den Käse ganz aufbereitet haben würde, hätte er vermutlich noch Gelegenheit gehabt, im Hafen unerkannt an Land zu kommen. Es war ihm aber unmöglich, diesen Teil der eisernen Ration zu vertilgen. Vermutlich wird man ihn verdonnern, vier Wochen nichts als Käse zu essen; denn schlimmer kann er anscheinend nicht getroffen werden.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sank, Altena.



1929

Treue Sauerlandwanderer pflegen kein Jahr vorübergehen zu lassen, ohne dem Gangpunkt dieser vielfältigen Bergwelt einen Besuch gemacht zu haben. Im Herzen des Sauerlandes streckt sich der einzige zusammenhängende Kamm von Westen nach Osten; allerdings zweigt ein Ausläufer nach Süden ger. Hilgenbach ab, der nicht minder befuchdenswerth ist. Wir haben Altenhundem an der Vennbahn als Ausgangspunkt gewählt. Auf Watt 8 der Sauerlandkarte 1:50 000 des Sauerlandes verläßt uns unser ganzes Tagesvergnügen zu Jörlösch



zur Seite stellen. Nach der ersten Bietungsstunde hoch oben stiegen wir auf einem aralen Stein kreuz, zu dessen Füßen sich mehrere Wege kreuzten. Hier biegt auch der einfache Wanderweg ab. Über das hier zwischen den Rothbargen ein abgebetete Oberhumbum ab. Wir jedoch bleiben auf der luftigen und immer anere, ähneren, festerfischen bietenden Höge. Nach 3 Stunden stiegen wir auf dem 31berg (619 m). Hier schauen uns rundum und gewahren im Osten den Rahlen Wten-Turm, im Süden den Rindelsbergturn, nordmüßlich den Rolturm und dazwischen eine Unmenge von Bergkuppen: wir immer wieder Bergkuppen. Nach ein Viertel stündchen und wir kreuzen die Hofstr. 13. Jetzt liegt ist auf der Höhenweg weiter zum Heiligenborn (40 Min.), an dessen starkprießhoe: Quelle Karz zu halten woßl verlohnt. Nun schmiegt sich der Höhenweg in zahlreichen Biegungen den Sängen des Rahlen- und Kien-Berges an, wir aber überlassen uns dem Genießen der neuen Ausfichten. Dranten tief zu führen rußt Milchenbach, jenseits der noch kleineren Lenne steigen die nicht minder steilen und recht ansehnlichen Lenneberge (Hoher Lehnberg, Murgang usw.) als wirkungsvoller Abfchluß auf und wieder taucht der Turm vom Rahlen

Nach dem uns in blauer Ferne empor. Un-
gefähr 1 Std. währt die Hangwanderung, da-
bei berühren wir am Böhmekamp eine kristall-
klare Quelle. Schon ¼ Std. weiter folgt an
Margaretenstein ein weiterer prächtiger Quell-
sied. Hier haben wir die Wahl, ob wir bis zum
Jagdhäus auf Smyrl. 6 verbleiben oder hinter
dem Margaretenstein auf Smyrl. 10 überge-
hen wollen, die sich ungefähr, aber doch im Charak-
ter verschiedenartig gleichlaufen. Des Wege-
länge bleibt dieselbe. Smyrl. 10 führt an der
Sombornquelle vorbei, Smyrl. 6 dagegen über
den Kofel des 759 m hohen F. d. I. 35 Min.

der allerdings keine sehr umfassende Rundschau bietet. Nur 100 m tiefer und ungefähr 1 Std. entfernt davon liegt die bekannte Sommerfrische Jagdhaus (642 m). Wäre, bei ganz bequemen Marzsch sechs Stunden waren, dies hierher nötig. Wer merktur gut zu Fuß ist, steigt auf Hmft. 10 in gut 1 Std. zur Bahn nach Gladenberg oder, unterwegs von dieser Wanderfrische abbiegend und im lieblichen Lentropal verbleibend, in 1½ Std. zur Bahn nach Lenn. Außerst lohnend ist ferner ein kleiner Umweg steil bergab zu der östlich gelegenen stillen Sommerfrische Patrop (626 m. hoch, 460 m) und von hier auf Hmft. 23 in 1½ Stunden im Marzsch über die aussichtsreiche Schmalenberger Höhe (665 m) zur Bergkette an derselben Bahnfrische Altenhündem. Benennen. Wir können also bei Benutzung einer Sonntagskarte bis Altenhündem unter Auf- lösung gut von einem der drei Orte zurück- fahren. Dankbaren Herzens werden wir be- sonders diese unergleichlich schöne Wanderung in der Erinnerung behalten und noch lange davon leben.

Hinter der Hecke der großen, vielbelebten modernen Karamanentrafike stritten sie trotz Zug, Flugplatz und Radio immer noch ein stilleres ruhiges behagliches Dasein. Sie bekommen etwas mit von dem Glanze der modernen modernen Bilder, in deren Schatten sie gemüßigter maßen ihr trauliches Dornroschen-Dalein fristen und gerade deshalb zu den Plätzen zählen die der nervöse, dem uns hier und da noch erhaltenen Tipfelchen geruhfamer Romantiker gänzlich entfremdet: Stadtmensch von heute, so sehnlich sucht.

Seine mittelalterliche Ringmauer ist noch vollständig erhalten. Seine heimeigenen Gassen können heute noch das verlockende Plaudern blonder, blaurothgezierter Zingerringen, deren Schmuck um den Kopf gedrehten Zöpfe noch nicht all der Schere zum Opfer gefallen sind. Trotz der Pneumatiek spielt dort der Dorfschmied noch seine bescheidene Rolle — und gerade diese Abweiser Dorfschmiede in der Nähe des Kanonen turmes ist eine so stille, bescheidene, unentdeckte Sehenswürdigkeit, daß sie als „Sonderabteilung“ des vorzüglichen Abtrag-Heimatmuseums gelten muß. Lustig glaukt ein enig murmeln der Bach durch's alte Städtchen in, die rauschende, oft neckisch launige Ahr. Alte Vindner stehen dort noch vor den Stadttoren und nur ein's fehlt: — Diese Tore müßten ohnsnd noch geschloffen werden. — Der Zauber des 15. Jahrhunderts wäre permanent. Denn Nachtwächtertypen hat dieses „Rheinische Rotenburg“ wie sie im Buche stehn. Freunlichst drücken die später deude Augen ja, wenn ein Kuxhaft noch in der Stube bei St. Peter in Balporchheim oder sonst in einer trauten Stube den „Ahrdoktor“ konsultieren mußte.

Ahrweiler, das reizende Nestchen, träumt in
Schatten Bad Neuenahr's. Sein Berg ist die
"Bunte Kuh", indes die Landskrone, das
Wahrzeichen des unteren Ahrgau's, über Bad
Neuenahr und Bodendorf, das neue Badesör-
chen mit vorzüglicher Mineralquelle, beherr-
schend und verleihungswoll hinausragt.

Uralter, eisenumrankter Patrizierzauber
Städtchen wohlerhaltener Edelhöfe hochbegü-
terter Geschlechter, die Kulturträger waren ab-

des Leffen, was hier machend wurde. Nicht weit von hier reist jetzt der 1929er Rautenbach, einer guten Kreszenz entgegen. Seit ebelften Hodgeganges entfielt hier im tiefften kühlen Keller und kein Wunder, daß schon der hochföhlige Guterberg feinen Lebensabend hier brachte. Etville träumt im Weltbalsanz, Wiesbadens feine befaulichen Tage am Rheine dahin und fpiegelt fich mit ettelm Borwim im alten Strom, wie ein Wingerndel etwa, das hinausfaut in feine klar grüne Tiefe, die golddeutende Krone zu erfäßen da unten am dem Grund. — Nach Klofter Eberbach gehts von hier aus und hinauf nach Schlagenbach, dem vielbefuchten Taunusftädtchen. All die bekannnten Weinorte des Rheingaus reifen fid um diefe ftille Sechentrofe, deren feine kleine Dörner den Befucher öfter berart beftizen, daß er gemächlich länger hier verbleibt als er eigentlich vor hat und dann immer — immer tieferberahrt . . .

Bad Kreuznach liegt vor seinen Toren. Bad Kreuznach mit dem groß angelegten staatlichen Kurpark und den so geschmackvoll herbeigehateten, mit dem herrlichen Solimental und dem weiten, diegrünen, rauhenen Bergwald. Bad Münster am Stein ruht in seinem Schatten, wie eine Rose im Strauchwerk der Heide und hat — seine eigenen Vorzüge. Rührt man es dort in der Hitze der letzten Sommertage, dann die hohen Gradometerhe für sorgen für angenehmen Temperaturausgleich. Ganz besonders reiz bietet dieses intim verlockende Nahe-Städchen in den Stunden, da die ganze Pfälzische der Morgensonne den Rheingefanten stein in leuchtendes Porphyrfärbung taucht. Und jezt reist an der Nahe die Trauben. Die besten des Landes kommen in Münster am Stein auf den Markt und eine Traubenkur dort in alten, still schönen Städtchen verjüngt Leib und Seele. Und wo beherbergt nicht dieser Verjüngung a. b. eines solchen leichter- und fröhlicher Werdens?

Versteckt liegt's zwischen Königswinter und Bad Godesberg, überragt vom aufwachenden Drachenfels, das vom anderen Ufer herüber diesem aufstrebenden Gartendörflein das Gepräge gibt. Hotels und Villen paradiesen die große Rheinpfalz entlang vor dem markantesten und einprägsamsten aller Rheinischen Berge, der seinerseits wiederum stille steht vor unfers Reiches heiligem Strom. Einen herrlichen Dracheneinpark schuf sich dieses ruhige „abseits“ liegende Nestchen, dessen Zukunft wohl an den Hängen des Rodderberges, des alten Vulkans liegen dürfte, weil diese die herrlichste Aussicht auf die sieben Berge gefallten. Nehe dem, die Sechsenrolle im Kranz der Sieben Berge beginnt zu erziehen im Roldesbad Godesberg. Sein Schatten fällt auf Nollath. Wer aber an diesen Sechsenrollen der großen Verkehrsstraßen vorbeigehen möchte und mehr abseits lieber „Die blauen Blumen“ sucht, der findet sie draußen in den Wiesentalen der so herrlichen, teils vom modernen Verkehr noch ganzlich unberührten Eifel. Viele Namen führen diese blauen Blumen. Eine heißt Gemünd, eine andere Daum und Kallburg, Schleiden, Münster eifel, Nideggen, Pfanderfcheid, Monreal, Ader nau, Niedergau, Priim, Gerolstein liegen ver streut dort hinten zwischen Bergen und Büsch ern, wo noch der Säkelt kreist und die Fuchsen in alten verfallenen Ruinen ihre Burgen bauen. Wanderer nehmt den Stab zur Hand. Es blühen viele blaue Blumen — im Eifel land.



Völkernamen in übertragener Bedeutung

Kurioses Kapitel aus der Völkerkunde.

Von Kurt Voller.

Völkernamen haben nicht nur Schicksal und Geschichte sondern auch bisweilen eine übertragene Bedeutung, die im Laufe der Jahrhunderte gewisse Gültigkeit erlangte, wobei ein blinder Zufall oft die entscheidende Rolle spielte. Um gleich mit einem Beispiel zu beginnen: wie entstand das Wort „Philister“ in der deutschen Studentensprache? Eine alte Jenaer Stadtschönheit berichtet uns darüber. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts ward ein junger Waisenknabe in Jena im Verlaufe einer blühenden Kaufmanns- und Studenten- und Bürgers- so heftig niedergedrückt, daß er seinen Verletzungen erlag. Man beerdigte den „Philister“, und der Name setzte sich durch.

Der Name „Araber“ hat in den Ohren eines Sidranjosen keinen guten Klang. „Ein richtiger Araber“ ist ein ränkervoller, hinterlistiger Mensch. „A street Arab“ hingegen heißt in England nicht selten der Gassenjunge. Vom Juden als Vertreter eines in alle Welt zerstreuten, viel angefeindeten Volkes ganz zu schweigen! Wer weiß denn gar, daß ein „Malaga“ in jeder Schmiedischen Kaserne ein brauner Schipper eines Armierungsbataillons ist? Na, überhaupt der „alte Schwede“ liebt den harmlosen Spott. „Ar du alldeser rufst?“ („Bist du denn ganz russisch?“) schreit er seinen Nachbarn an, wenn der sich gar zu verrückt benimmt. Er spricht von „einem polnischen Reichstag“, wenn sich in einer Gläubigerversammlung die Deutschen raufen. Und von der „polnischen Wirtschaft“ wissen unsere abgetrennten Stammesbrüder in Oberschlesien und Posen ein Vieles zu singen. Kroaten — das Wort „Krawatten“ (ital. cravatta) stammt daher — Kraxitäre, Keken und Kofaken haben auch bei anderen Völkern nicht immer die besten Spuren hinterlassen, wenn man der übertragenden Bedeutung dieser Völkernamen nachgeht.

Das gleiche gilt aber auch für den Schweden. Der geographisch ungeliebte Engländer versteht unter „Swede“ einen Banditen, während ihm der „Scandinavian“ recht sympathisch ist. In Deutschland hat der Schwede des Dreißigjährigen Krieges einen denkbar ungünstigen Eindruck hinterlassen. Teils ist er ein Kinderfresser, teils ein Marodeur und Mordbrenner. „Es sieht aus, als hätten die Schweden hier gehaust“, sagt man noch heute in Schwaben. Hingegen war früher in einigen norddeutschen Gebieten, die jahrelang zur schwedischen Krone gehörten, die Bezeichnung „alter Schwede“ üblich, worunter man einen zuverlässigen, trunksüchtigen Rumpen aus der guten alten Zeit verstand.

„Frank und frei“ war einst der Franke, stolz der Spanier, falsch der Welche, treu der Deutsche. Oft brachte Rivalität und Feindschaft einzelner Nachbarvölker eine unheimliche Note in die Anwendung von Völkernamen. Lange Zeit war so für den Engländer der Ire die Inkarnation aller Dummheit auf der Welt. Rivalitätskämpfe mit den Holländern verführten den Briten früher dazu, mit „Dutch“ (Holländisch) eine Angelegenheit zu bezeichnen, die irgenwem anrührig erschien. Wir hingegen ärgerten uns im Weltkrieg über „das perfide Albion“.

Betrachtet der Völkerpsychologe jedoch ganz leidenschaftslos und unbefangen dieses „Wie sie sich lieben und hassen“ in der Namensnennung und -deutung der verschiedenen Nationen, so findet er doch manches Beizeichenlein der Wahrheit zwischen der Spreu einseitiger Beurteilung dieser Völker.

Bücher deutscher Landschaften

Von Professor Dr. Karl d'Este.

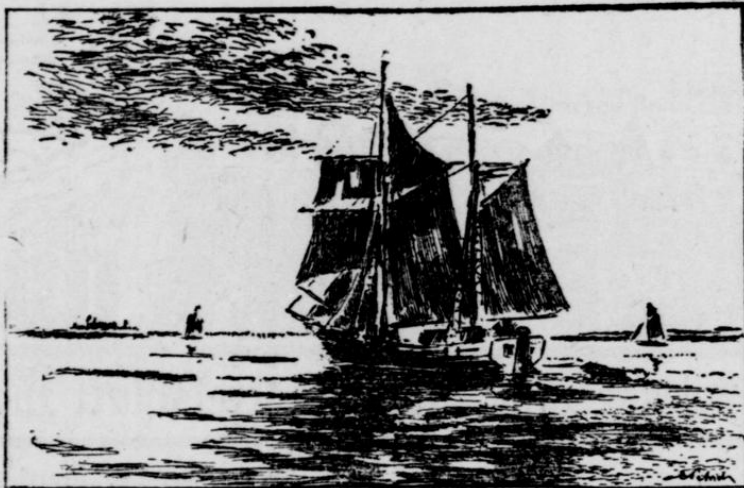
Der Kunstwart hat sich jahrelang bemüht, auch die schwierige Kunst des Reisens zu lehren. In den handlichen Flugbüchern des Dürerbundes finden sich treffliche Führer zum echten bleibenden Genuß der Landschaft und allem, was damit zusammenhängt. Immer wieder wird darauf hingewiesen, daß jedes Reisen ein Erlebnis sein muß, daß man nicht nur in einer Gegend etwas erleben kann, zu der man innere Beziehungen hat. Es gilt, die Landschaft als etwas Gewordenes zu verstehen, es gilt zu lesen in den Runen der geologi-

schen Urzeit sowohl wie auch in den von den Jahrhunderten menschlicher Kultur oder auch Unkultur eingeschriebenen Zeichen. Hermann Giese erzählt einmal, wie er mehrere Wochen den Vierwaldstätter See besahen, wie er ihn bei jeder Stimmung beobachtet, wie er jede Bucht auskundschaftet hat und wie er erst dann ihm als geistiges Eigentum gehört habe. Unsere Reiseführer sind meist viel zu einseitig auf die Architektur der Städte, auf die Museen eingeschworen. Die Landschaft selbst wird dabei höchstens in oberflächlichen Bemerkungen abgetan. Da sind in jüngster Zeit treffliche Führer erschienen, die das Reisen im neuen Geiste lehren wollen. Siegfried Palmarge leitet mit gewohnter Meisterhaftigkeit und Gründlichkeit in seinem „Deutsches Wandern“ zur Beobachtung der Landschaft an. Nebenbei hat er schon vor ihm Alfred Berg in seinem „Geographischen Wandern“ versucht, eine ausgezeichnete, moderne, in 2. Auflage vorliegende geographische Landeskunde von Deutschland in den alten Grenzen ist „Das Deutsche Reich“, von Prof. Willi Ull, dem Hochschullehrer, verfaßt. Hier werden die Zusammenhänge von Landschaft und Kultur klargelegt und ausgezeichnetes Bildmaterial zur deutschen Heimat geboten.

Während diese Bücher hauptsächlich in das Verständnis der erdkundlichen Zusammenhänge führen wollen, stellen sich die Heimatbücher deutscher Landschaften, die der Verlag Friedr. Brandstätter in Leipzig mit Umsicht und feinem Verständnis geschaffen hat, die Aufgabe, alles festzuhalten, was in charakteristischen Strichen und Linien von heimatischer Erde erzählt. Wie in einem Mosaikmosaikgemälde ist hier alles vereint, was eine Landschaft reizvoll für den aufmerksamen Beobachter machen kann. Nicht in nüchternen Aufzählungen von allen möglichen, oft in keinem Zusammenhang stehenden Einzelheiten erschöpft sich hier die Darstellung. Die Erdkunde, die Geschichte, die Sittengeschichte, die Volkskunde, die schöne Literatur, die Mundartenforschung, die Sagenforschung, die Reisebeschreibungen, sie alle werden in den Dienst eines Gedankens gestellt: wie in einem tausendfarbigen Prisma immer aufs neue den Reiz der Heimat zu zeigen.

Dadurch, daß zahlreiche Autoren zu Wort kommen, wird der Fehler mancher sonst ganz guten Heimatführer vermieden, daß nämlich die Darstellung auf die Dauer ermüdet. Feinsinnige Künstler erläutern das Wort durch stets das Typische bevorzugenden ansprechenden Buchschmuck. Durch alle deutschen Gauen führt der kundige Führer der Heimatbücher: da belauschen wir den ersten Westfalen beim Kaminfeuer in die „Rote Erde“, da gleiten wir mit dem Band „Wir Rheinländer“ auf stolzem Schwan, dem Dampfschiff, hinab den Strom und bewundern deutsche Macht und Größe am deutschen Rhein. Pommernland, Die Nordmark, Die Nordseefische, Die Mark Brandenburg, Berlin, Niederachsen, Garz und Rasthäuser, Rügen, Land Rastau, Hesse, Darmstadt, Rheinpfalz, Badenerland, Das bayerische Alpenland, Um Main und Donau, Schwabenland, Thüringen, Sachsenland, Zwischen Elbe und Werra, Schlesien, Oberschlesien, Riesen- und Jerggebirge, Grenzmark Posen-Westpreußen — alle Landesteile sind mit gleicher Liebe von den Landeskindern im Bilde gefeiert.

Man macht nicht halt an den Grenzpfählen des Deutschen Reiches. Das ganze Deutschland soll es sein. So findet denn auch die Schönheit Ostpreußens einschließlich Kärntens eine begehrte Darstellung. Die deutschen Teile Böhmens sind in Müller-Riedersdorfs Großböhmerland gewidmet. Die heik umkämpften deutschen Gebiete, die das Diktat von Versailles



Wenn die Schwalben südwärts ziehen

Unlösbarer Rätsel geben uns noch immer die periodischen Wanderungen auf, die wir bei unseren Zugvögeln regelmäßig beobachten. Wieder steht der Herbst vor der Tür und wieder ziehen wir die Scharen unserer geliebten Freunde zum Abflug rufen. Michael Meral untersucht in einem interessanten Artikel, den das kommende Heft der „Vergangenheit“ bringt, dieses Problem. Der Verlag hat uns gestattet, die interessanten Ausführungen wiederzugeben.

Sicherlich spielt der Nahrungstrieb in der Periodizität dieser Bewegungen eine große Rolle; der Fortpflanzungstrieb scheint eine noch größere Rolle zu spielen. Keine von diesen beiden Erklärungen aber löst das Geheimnis der Wanderbewegung, wie sie den Zugvögeln der Welt eigen ist. Denn wenn Störche, Segler, Ruckucke und Pirale schon im Spätsommer fortziehen, wo schließlich ihr Ziel noch reichlich gedeckt ist, oder wenn unserer im Zimmer gehaltenen Käfigvögel: sich um jene Zeit, wo ihre Kameraden draußen im Freien sich zur Abreise rüsten, eine geheime Unruhe bemächtigt, obwohl sie nichts an Nahrung und Temperatur zu entbehren haben, so müssen hierfür tiefere Gründe gesucht werden. Diese liegen aller Wahrscheinlichkeit nach weit in geologischen Zeitaltern zurück. Ganz allmählich und mit der Langsamkeit irdischer Veränderungen haben säkularer Verschiebungen das Tier für eine ganze Nahrungsperiode von der angestammten Heimat abgedrängt. Es ist für die Gesetzmäßigkeit und Stetigkeit des Naturlebens und Triebens äußerst bezeichnend, daß noch nie ein Zugvogel brütend dort angetroffen wurde, wohin er für die Zeit des Winters ausweicht. Da, wo der Zugvogel geboren ist und wo er nach einer Generationsperiode wieder seine Jungen zur Welt bringt, da ist seine Heimat. Es wäre interessant, wenn es uns gelänge, zu untersuchen, ob der Vogel in die Heimat zurückzieht, weil er das Erwachen der Brutinstinkte spürt, oder ob die Brutinstinkte wieder erwachen, wenn er im Frühjahr in die Heimat zurückkommt. Auf jeden Fall hängen beide, die Rückwanderung und das Erwachen der Fortpflanzungsinstinkte, so innig und so vielfach zusammen, daß wir sie niemals getrennt betrachten dürfen.

Hier in der Heimat wird der junge Vogel erzogen und zu Flugleistungen herangebildet, wie sie für den Zug notwendig sind. Solche ungeheure Wanderleistungen im Tierreich sind nicht auf einmal entstanden, sie haben ihre substantielle Unterlage im Muskel- und Nervensystem, in den Atmungsorganen und in der

Struktur des Tieres, und Generation um Generation hat im ehesten Gang geologischer Zeitaltre an dem Endergebnis gearbeitet, wie es bei den Zugvögeln heute uns mit so stupenden Größe entgegentritt. Säkuläre Verschiebungen, von denen vorhin die Rede war, spielen langsam und für unser kurzes Menschenleben unbemerkt vor sich zu gehen. Solche Verschiebungen, welche Kräfte entbehrend und Leistungsfähigkeit auf das Wandervermögen des Zugvogels einwirken haben, dürften höchstens in der Zeit der Entstehung der Vögel, in der sie die Vögel aus dem Meeresspiegel und anderes mehr. Im gewissen Sinne ist unser Winter ein Ueberbleibsel aus der Eiszeit. Für das Brutgeschäft hat er unsere Zugvögel nicht zu verdrängen vermocht, wohl aber für die Fress- und Nahrungsperiode, die der Brutzeit vorangeht. Alle gemäßigten Gebiete haben Zugvögel, die periodisch in die Subtropen oder in die Tropen ziehen. Und mit der Konstanz eines Naturgesetzes ziehen die Vögel ihre bestimmten Strecken. Unsere Zugvögel halten in der Hauptphase zum Zugfliegen ein: eine westeuropäische an der atlantischen Seite Europas und eine osteuropäische über Ostpreußen — Ungarn — Balkan — Kleinasien — Syrien — Palästina — Ägypten. Die asiatischen Zugvögel ziehen die japanische Küste nach Indien und Birma, vielleicht auch nach Australien und Neuseeland, oder sie folgen den westafrikanischen Senken in das Süd- und westliche Indien. Die nordamerikanischen Zugvögel folgen entweder dem Mississippi oder der Ostküste, wobei die gemäßigten Flieger unter ihnen auch den Golf von Mexiko überqueren. Hochgezogene werden nie überfliegen; Flugflügel und Flügel sind die natürlichen Wanderstraßen. Die Wanderung heimwärts geht schneller und aufwärts fliegender, fast dürfte man sagen: ungestörter und ungebundener, vor sich als die Wanderung ins Winterquartier. Gemäßigte Winde beschleunigen den Zug, namentlich warmer Frühwind bringt im Frühjahr viele Vögel mit. Gegenwind und schlechter Wetter behindert die Fahrt und zwingt bei unangenehmen Graden sogar zu Aufbruch und Unterbrechung. Große Vögel (Störche, Krähen, Störche, Gänse, Kranvögel) ziehen mehr bei Tag und rufen nachts, kleinere umgekehrt. Die Vögel des offenen Feldes, die ebenfalls mehr den Tag als Wanderzeit benutzen, wandern mehr nachts und in kleineren Trüppchen, z. B. die Nachtigall.

Die Beobachtungen ergeben in ihrem Zusammenhang etwa folgendes Bild: am frühesten erscheinen die Vögelzüge über der Garonne, dem Genfer See, dem Arktal und dem Rhodan. Von hier aus erfolgt die Bestäubung Württembergs und strahlt von zwei Zentren aus: 1. vom Neckar-Tagal-Rhodan, 2. vom Donau aus. Zwei ähnliche Zentren in Bayern sind das Main- und Donau. Die Flughöhe schwankt zwischen 800 und 2000 Meter und zwar scheint die Sichtbarkeit des Wetters den Hauptausgangspunkt zu bilden, ein Zeichen, daß die Vögel sich hauptsächlich mit ihren Gesichtssinnen auf ihren Wanderungen orientieren. Ueber die Fluggeschwindigkeit ist schon oft abenteuerliche Angaben gemacht worden. Sie dürfte im Mittel 120 bis 180 Kilometer betragen. Bei der arktischen Schwalbe sind durch Abschluß geringer Exemplare in Südamerika Wanderleistungen bis zu 2500 Kilometer nachgewiesen worden. Die Flugformation ist für die Vögelgesetze ziemlich konstant: Vögel bilden eine schräge Linie, Stare eine große Tonne oder eine Kugel, die ewig um sich selbst rollt, weil die vorderen Flieger infolge rascher Ermüdung dauernd abgewechselt werden müssen. Ähnlich ist es mit der Wildgans und mit Kranich, deren Zugvögel die Schenkel eines ungleichseitigen Dreiecks darstellen: der jeweilige Spitzflieger wird in kurzen Intervallen vom Nebener abgelöst.

Die meisten Verdienste um die Aufklärung des Dunkels, das über dem Phänomen des Zugzuges schwebt, hat wohl die deutsche Vogelwarte Mitten in der Nähe des gleichnamigen Dorfes auf der kurfürstlichen Heide sich erworben. Die Heide, an einer der wichtigsten Zugflughöhen gelegen, drängt schon infolge ihrer Beschaffenheit die Vögel auf einen verhältnismäßig schmalen Pfad zusammen, jedoch jährlich ungezählte Scharen über die Warte hinwegfliegen müssen. Hier werden mit der besten Fleiß und deutscher Forschergründlichkeit jahraus, jahrein Beobachtungen über Vögelzüge registriert. Eine der fruchtbarsten Methoden bei diesem Studium ist der signierte und nummerierte Zugflieger. Es werden Tausende von Vögeln entweder im Nest oder im halbschlafenden Zustand oder während der Wanderung beringt und Nummer und Datum der Beringung eingetragen. So konnte beispielsweise einmal

durch Abschluß eines markierten Störches von 3 Monaten festgestellt werden, daß derselbe schon einen Monat nach dem Fluggeworden die Reise bis in die Kalahari antrat.

Einen besonders interessanten Höhepunkt erreicht das Wanderproblem bei jenen Vögeln, deren Nahrungsgebiet das Meer ist. Die fluggewaltigen Vögel, die das ganze übrige Jahr einzeln verstreut über der unendlichen Fläche des Ozeans der Jagd obliegen, sammeln sich zum Brutgeschäft, wo sie einen festen Boden brauchen, auf Inseln oder Bergen, sogenannten Brutinseln oder Vogelbergen. Wohl das größte Schauspiel in dieser Beziehung gewährt uns die Insel Vaglan, mitten im stillen Ozean nahe bei der Hawaigruppe gelegen, eine sanftge, flache Insel, die sozusagen eine ungeheure Mietskasernen darstellt, in der ungezählte Millionen das ganze Jahr in Stöckwerken übereinander brüten, nach knapper Erledigung des Brutgeschäftes aber schon wieder den Nachfolgern Platz machen müssen. Dieser ewige, Jahr für Jahr sich wiederholende Turnus in Ankunft und Abzug ist bei den einzelnen Arten so triebmäßig ausgeprägt und im Naturreich festgelegt, daß jede Terminveränderung von den jeweiligen Nachfolgern mit Ungeheuer beantwortet werden würde.

Daß Nahrungsangel und die Gefahr des Winters bei der Ausbildung der Zuginstinkte in der Entwicklungsgeschichte der Vögel eine große Rolle gespielt haben müssen, können wir heute noch vor unseren Augen sehen. Vögel, die lange bevor der Mensch kultivierend die Erde besiedelte, schon ausgeprägte Zugvögel waren, gewöhnen sich unter dem wachsenden Schutz menschlicher Zivilisation das Wandern ab, wenn auch immer nur in einzelnen Exemplaren. So bleibt stets ein Teil der Buchfinken, Amseln, Drosseln, Singdrosseln, die alle aus der Zeit der strengsten Winters der Schutz unserer Dörfer und Städte und sogar die fütternde Hand des Menschen auf. Daß natürlich derartige Veränderungen im Verhalten eines Vogels auch eine Wandlung im Naturreich zur Folge haben, ist beim innigen Zusammenhang der beiden Momente sehr begreiflich.

Russische Psyche in Momentbildern

Von Wolf v. Reußler.

Ein Doppeltes pflegt den Westeuropäer bei der Betrachtung russischer Wesensart zu erfüllen. Einerseits staunendes Nichtbegreifenkönnen der ans Tierische grenzenden zynischen Grausamkeitsinstinkte, andererseits bewunderndes Ergriffensein von der Fähigkeit zu künstlerischer Vertiefung in die Urgründe feinsten menschlicher Regungen. Und in der Tat pendeln diese beiden wie der unermessliche russische Raum selber — die Gegensätze in Mentalität und äußerem Gebaren des Russen unberechenbar zwischen diesen beiden Polen. Ein Hinweis auf die europäische Mittelstellung der zweihundertmillionennennenden zwischen dem unerschöpflichen Orient und dem liberalisierten Abendland erklärt das Problem dieses Doppelseins natürlich nur schlagwortmäßig. Jedoch, falls ist der bis heute wirkliche Nachhall des vor rund 700 Jahren auf Russland-Moskau lastenden „mongolischen Joches“ in Denkweise und Sitten der Russen immer noch sehr stark ausgeprägt. Schon das russisch-mongolische Sprichwort „Ohne Betrug verkaufst Du nicht“ zeigt die Verschiedenartigkeit der Vorstellungen unseres „ehrbaren Kaufmanns“ von dem in slavischen Orten. Ja, der Betrug gilt so sehr als „geistige Leistung“, daß er, verglichen z. B. mit Diebstahl, als direkt verkehrserlaubtes Verhandlungsmittel angesehen wird. Denn nach echt orientalischer Auffassung hat der Betrogene ja nur den Nachteil seines geringeren „Wertes“ zu tragen, während der Dieb sich dadurch verächtlich macht, daß das Hab und Gut eines Abwesenden, also Verlorenen, mindert. Andererseits war aber im ältesten russischen Strafrecht das Verbrechen des Diebstahls selbst straflos, wenn der Dieb nachweisen konnte, daß zur Verwertung eines Gutes an fremdem Eigentum vergangen zu haben. Ähnlichen Auffassungen entspringt die auch unter Kaufleuten großen Stils gepflogene russische Gewohnheit, einen abzuschießenden Vertrag dadurch zu „mürzen“, daß man in ihn „ein Schweinechen hinein schmuggelte“, durch einen Kontrahenten zu schädigen geeignete, feine Scharfsinn aber harmlos erscheinende Klau-

Im Nachstehenden seien, als kulturgeschichtliche Kuriosa, einige Anekdoten aneinander gereiht, die als tatsächliche Begebenheiten so oder anders ein Schlaglicht auf die russische Psyche werfen.

Der Zar Nikolaus 1. hatte schon öfters den überlebendigen Gardeoffizier Fürsten X. warnen lassen, der die Folgen seines überden-Durch-Trinkens gar zu oft öffentlich zur Schau trug und so das Ansehen der Garde beeinträchtigte. Eines Tages begab sich der Zar während eines Spazierganges dem jungen Fürsten, der wieder mal kanonenvoll am Rema Quai torhellte. S. M. vertrat dem Sünder den Weg: „Allo, Du bist wieder betrunken“, fuhr er ihn zornbeugend an. „Nun sag doch selbst, was soll ich mit Dir tun, an Dir scheint ja Hopfen und Malz verloren zu sein!“ Fürst X. riß sich mit dem letzten Aufgebot der Kräfte zum militärischen Gruß zusammen und erwiderte: „Em. Majestät, — an Ihrer Stelle würde ich mit einem solchen Schweinehund, wie ich einer bin, gar nicht mehr sprechen.“ — Ein befreiendes Lachen des sonst so strengen Herrschers und die Straßlosigkeit des Sünders waren die Folge.

In den achtziger Jahren wurde der Kammerherr Besak vom obersten Chef des Postwesens ernannt. Neue Besen kehrten gut. Daher wendete sich Besak alsbald an seinen berühmten Kollegen Stephan, den genialen deutschen Generalpostmeister, mit der Bitte um Unterlagen zum Bau der bewundernden deutschen Großpostämter. Es trafen drei luxuriös ausgestattete Riesenmappen ein; Inhalt: prunkvoll, gründlich ausgearbeitete Kostenanschläge, Grundrisse und Ansichten der neuesten postlichen Prachtbauten. Eine Konferenz aus russischen Bezirks-Postdirektoren folgte, denen Besak das wundervolle Stephanische Material mit der Bitte um Anregungen vorlegte. Die Mappen gingen unter Ausrufen noblerer Bewunderung von Hand zu Hand, und Besak eröffnete die Debatte, wo und wie am besten in Russland ähnliche Postämter errichtet werden könnten. Langsam schweigen, verlegenes Räuspern. Schließlich sprach einer der Anwesenden die erlösenden Worte: „Eure Erzellenz, diese deutschen Bauten sind großartig. Aber wenn ich offen reden darf: Wir sind zu solchen Leistungen nicht imstande.“ — So hatte denn auch Petersburg noch bis zum Jahre 1912 ein nachhaft vorrätiges „Hauptpostamt“.

Die Ministerernennungen zustande kamen. Während des Krieges starb der Kultusminister Professor Dr. Kossio. Als Nachfolger kam eigentlich nur Baron Taube in Betracht, Kossios langjähriger Gehilfe, ein Mann deutsch-baltischen Geblütes, freilich längst zum Russen geworden. Der vortragende Ministerpräsident Goremykin machte Nikolaus 2. auf das Mißliche aufmerksam, den Träger eines deutschen Namens während des Krieges mit einem so hohen Amt zu betrauen, wo doch alles Deutsche wie die Pest verfiel war. „Dann sage man ihm also fort“ (russisch: „gnati jemo!“), erklärte dazu der Zar. Der steinarte Goremykin verstand „gnati jemo“, d. h. den Namen eines weitbekannten gräflichen Geschlechts. Nun wurde scheinbar unter den Ignatjows Auswahl gehalten. Für den einzigen, den der Zar gemeint haben könnte, hält man schließlich den Reichsgeldratsverwalter Grafen Ignatjew. Er wurde in der Tat Kultusminister.

Zeit: 1897, das Jahr der ersten allrussischen Volkszählung. In die Rangliste des Landstabsarztes eines mittelgroßen Dorfes flattert ein Fragebogen, der über die klimatischen Ortsverhältnisse und die gesundheitlichen Lebensbedingungen Befcheid verlangt. Dem Arzt erscheint sein Stammtisch wichtiger als die langweilige Frage der höheren Behörde; er beauftragt also seinen Feldscher mit der Ausfüllung der entsprechenden Fragegruppen. Und dieser, nur darauf bedacht, jede aufseilige Einmischung in den gewohnten Trost des Tages zufriedenstellend abzumehren, schreibt kurz und bündig: „Klima und Luft gibt es bei uns nicht. Ueber unserm Dorf brüht bloß die sengende Sonne, wodurch die Leute erkranken und sterben. Sie werden dann laut geflüchteter Nordsturm beerdigt.“ Während des Weltkrieges. Soeben wird die Einnahme Riga durch das deutsche Heer gemeldet. Saizow und Dmitrijew, zwei Regimentschreiber, studieren die Landkarte, auf der die Frontstellungen eingezeichnet sind. Dmitrijew verweist auf das Fehlen einer Frontlinie im Südwesten der Stadt und gibt seiner Verwunderung Ausdruck, daß die deutschen Eroberer vom Südosten aus eindringen. Saizow: „Mein Lieber, schau doch nur genauer hin, südwestlich liegt das große Titul-Sumpfgebiet, da kann ja keiner durch und darum gab es dort auch keine Front.“ Worauf Dmitrijew, im Vollgefühl der russischen Ohnmacht gegenüber deutscher Intelligenz und Tatkraft erwidert: „Was Du da für Dummheiten schwätzt — da kann keiner durch! Reiz-